

*Insa Fooker*

## **„Doppelte Generativität“ im Kontext von Elternschaft/ Familie und Forschung – Ein essayistischer Zugang**

### **Statt einer Einführung: Plaudereien aus dem „eigenen Nähkästchen“**

*Elternschaft und Forschung. Zum generativen Potenzial einer Gratwanderung* – so lautete der Titel eines Flyers, der mir im März 2014 zufällig auf den Schirm meines Laptops flatterte. Sofort stellten sich bei mir Assoziationen und Erinnerungen ein, die mit meinen eigenen Erfahrungen während des Psychologiestudiums und der Zeit als Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Bonner Psychologischen Institut zusammenhingen. Als Studentin hatte ich Ende der 1960er Jahre mindestens zwei Vorbilder von akademischen Lehrenden, bei denen es unmittelbar evident war, dass sich Elternschaft und Forschungsorientierung produktiv miteinander verknüpfen ließen. Hans Thomae hatte als Professor für Psychologie die Leitung des Instituts inne, und Ursula Lehr vertrat damals als Dozentin schwerpunktmäßig das Fach Entwicklungspsychologie. Für beide stellte die Entwicklungspsychologie eine Disziplin dar, die sich mit Entwicklungsvorgängen vom Beginn des Lebens, einschließlich pränataler Prozesse, bis zum Ende des Lebens, im Sinne des Einbezugs thanatologischer Aspekte von Sterben und Tod, befasste. „Entwicklung“ war demnach kein Alleinstellungsmerkmal von Kindheit und Jugend, sondern fand über die gesamte Lebensspanne statt – gerade auch in der Auseinandersetzung mit der „Entwicklungsaufgabe Elternschaft“. Beide fühlten sich zudem innerhalb der Psychologie dem Ansatz einer Biografischen Methodik verpflichtet.<sup>1</sup> Das hieß, Entwicklungsprozesse wurden analysiert als kontextualisiert in Umwelten und zudem biografisch verortet. So galt es auch als selbstverständlich, dass sich ihr „innerer Zusammenhang“ nur aus diesen Kontexten heraus adäquat erschließen ließ.

---

1 Vgl. Thomae, Biographische Methode.

---

Demgemäß ging es weniger um vorgeblich „objektive“ Sachverhalte, die menschliches Erleben und Verhalten bestimmten, als um die Art und Weise der jeweils subjektiven Wahrnehmung dieser Einflussgrößen. *Das Individuum und seine Welt*, so lautete folgerichtig der programmatische Titel des damaligen Standardwerks von Hans Thomae.<sup>2</sup> Die unterschiedlichen Formen der Auseinandersetzung mit der gleichzeitigen Erfahrung von Elternschaft und Berufstätigkeit gehörten im Rahmen einer so verstandenen Psychologie unhinterfragt zum Kanon der Forschungsthemen.<sup>3</sup> Die Selbstverständlichkeit, mit der solche Themen behandelt wurden, lassen sich wahrscheinlich auch vor dem Hintergrund der Biografien von Hans Thomae und Ursula Lehr verstehen. Das dritte Kind von Hans Thomae, ein Sohn, kam mit Down-Syndrom zur Welt. Diese Erfahrung prädestinierte ihn geradezu für eine Forschung, die das subjektive Erleben und die daraus abgeleiteten Bewältigungsformen von Lebensherausforderungen erfasste. So war nicht zuletzt sein Kind ein sichtbares Beispiel dafür, dass es angesichts des Bewusstseins von Grenzen immer auch darum gehen musste, die Spielräume für lebenslang mögliche Entwicklungsprozesse zu akzentuieren – eine Haltung, die einen erheblichen Einfluss auf die Bonner entwicklungspsychologische Forschung hatte. Auch die Söhne von Ursula Lehr, der späteren Bundesministerin für Gesundheit, Familie, Frauen, Senioren und Jugend und zudem meine „Doktormutter“, wurden noch vor dem Diplom bzw. vor Abschluss der Promotion geboren. Ihre Habilitationsschrift schrieb sie über *Die Frau im Beruf*.<sup>4</sup> Das Thema mütterlicher Berufstätigkeit war nicht nur selbstverständlicher Bestandteil ihrer eigenen Biografie, sondern auch ein zentrales Thema ihrer Forschungsagenda, genauso übrigens wie die Bedeutung von Vätern für die kindliche Entwicklung<sup>5</sup> – beide Positionen verteidigt sie bis heute immer wieder entschieden gegen Anfeindungen und Häme. Insofern: Hätte ich damals – in der Zeit meines Psychologiestudiums von 1967 bis 1972 – das Verhältnis von Elternschaft/Familie und Forschung bestimmen sollen, dann wäre die Vereinbarkeit beider Bereiche für mich weniger eine zu problematisierende Gratwanderung gewesen als eine Selbstverständlichkeit, die allerdings im Rahmen des

---

2 Vgl. Thomae, *Individuum*, 1968.

3 Vgl. Thomae, *Individuum*, 1988.

4 Vgl. Lehr, *Frau und Beruf*.

5 Vgl. Lehr, *Rolle der Mutter*.

---

Machbaren hätte ausgelotet werden müssen. Aus der Rückschau betrachtet war diese Einschätzung damals sicherlich etwas naiv. Denn als ich im Jahr 2010, zum 80. Geburtstag von Ursula Lehr, eine kurze, launige Festansprache zusammenstellte, wurde mir ihr damaliger Ausnahmestatus noch einmal sehr bewusst: Das faktische Zwangszölibat für höhere Beamtinnen bzw. für Professorinnen war in Nordrhein-Westfalen zwar Anfang der 1950er Jahre abgeschafft worden, aber über viele Jahre hinweg und bis in die 1980er Jahre hinein war Frau Lehr die einzige Ordinaria an der großen Philosophischen Fakultät der Universität Bonn.

Interessanterweise hatte sich die Situation einer scheinbar unproblematischen Vereinbarkeit von Elternschaft und Forschung zu Beginn der 1980er Jahre ohnehin paradox verändert. Elternschaft und wissenschaftliche Forschungsorientierung wurden einerseits zwar im öffentlichen Diskurs als selbstverständlicher Anspruch von Frauen (!) propagiert, entpuppten sich andererseits aber in subtiler Weise als kompliziert in der Umsetzung.<sup>6</sup> Als ich selber nach einigen Jahren außeruniversitärer Berufstätigkeit als Psychologin an die Universität zurückging, in ein Forschungsprojekt einstieg sowie in der Lehre eine Qualifikationsstelle besetzte und dann im Alter von 34 Jahren schwanger wurde und mein erstes Kind bekam, hatte sich der Wind gedreht – just zu dem Zeitpunkt, als Frauenthemen eigentlich auf der genderpolitischen Agenda angekommen waren. So gab es damals in meinem Umfeld zwar im akademischen Mittelbau Kollegen als Väter, aber keine einzige Kollegin als Mutter. Ich war auf einmal zu einer „Exotin“ geworden und wurde latent „beäugt“. Als verkomplizierend erwies es sich, dass meine Mutterschaft in eine Zeit fiel, in der die Frauen begonnen hatten, die Vorgänge um Geburt und Stillen selbst zu bestimmen – Phänomene wie Rooming-in, sanfte Geburt, Stillkreise etc. wurden auf einmal öffentlich diskutiert. Das wiederum schien in wissenschaftlich-akademischen Kreisen vielen nicht so ganz geheuer zu sein, so dass auch in Bezug auf meine Person die Befürchtung im Raum stand, ich würde jetzt möglicherweise anfangen zu „muttern“ – und das ausgerechnet auf einer der begehrten Qualifikationsstellen! Direkt gefragt hatte mich niemand, eher ging man mit mir um wie mit einem rohen Ei. Aber auch ich ging – im Erleben heftiger Ambivalenzgefühle – nicht in die Offensive. Ich erlebte diese Situation weniger als einen

---

6 Vgl. Quaiser-Pohl/Reichle, Kinder, Küche, Konferenzen.

---

strukturimmanenten Konflikt, sondern als „mein Problem“. So fühlte ich mich vor allem unter Druck, mir und allen anderen beweisen zu müssen, dass ich selbstverständlich meinen „Job“ in Lehre und Administration hundertprozentig ausfüllen könne und zudem weiterhin forschungsorientiert sei. Nur so kann ich es mir erklären, dass ich neben meinen Hauptaufgaben in dieser Zeit auch den Abschlussbericht eines großen Drittmittel-Längsschnittprojekts koordinierte und schrieb. Das Ganze steigerte sich noch einmal, als meine Stelle aus arbeitsrechtlichen Gründen entfristet wurde und ich ein zweites Kind bekam. Noch mehr glaubte ich nun, beweisen zu müssen, dass ich ein immenses Pensum von Aufgaben in der Lehre und im Prüfungsgeschäft sowie in Funktionen der akademischen Selbstverwaltung und Personalvertretung erfüllen könne. Größere eigenständige Forschungsarbeiten blieben dabei tatsächlich erst einmal auf der Strecke. Dennoch war es letztendlich die Erfahrung der Elternschaft, die mich ermutigte, ein zweites „generatives Standbein“ zu etablieren, indem ich mich auf so etwas wie eine innovative Kleinforschung einließ. Ich verordnete mir „Ambivalenztoleranz“ gegenüber so manchen Zumutungen und entwickelte eine Art Trotz-alledem-Stolz. Über die Betreuung von empirisch ausgerichteten Diplomarbeiten, die damals noch einen Zeitrahmen von einem Jahr hatten, gelang es mir, Forschungsthemen zu bündeln und somit letztlich doch ein eigenes Forschungsprofil zu entwickeln. Dass gerade ich so häufig als Betreuerin empirischer Arbeiten angesprochen wurde, hing sicherlich damit zusammen, dass ich nicht „nur“ als Wissenschaftlerin, sondern „auch“ als Mutter wahrgenommen wurde. Diese doppelte Generativität schien vor allem für Studentinnen den Raum zu öffnen, um sich auf Forschungsfragestellungen einzulassen, die nicht unbedingt im Mainstream lagen. Elternschaft und Forschung – auch wenn mich beides manchmal überfordert hat, hat mich diese Konstellation letztendlich bereichert. Dabei half mir, dass ich versucht hatte, mich einer einseitigen Vereinbarkeitsrhetorik im Sinne eines Entweder-oder zu entziehen. Meine eigene „Genderphilosophie“ sah demnach so aus, dass ich mich als eine Art „Homo ambivalens“<sup>7</sup> definierte und auf ein ambivalenzträchtiges, aber positiv konnotiertes Sowohl-als-auch einlassen konnte. Die doppelte Generativität war eine zentrale Komponente meiner Identität geworden.

---

7 Vgl. Lüscher, Homo ambivalens.

---

## Anmerkungen zum Konzept Generativität

Wenn ich von „doppelter“ Generativität spreche, möchte ich zumindest kurz erläutern, was ich unter Generativität verstehe. Im *Etymologischen Wörterbuch der deutschen Sprache* von Friedrich Kluge findet man unter dem Lemma, das am ehesten als eine Grundform der neoklassischen Wortbildung „generativ“ gelten kann, den lateinischen Wortstamm *genus*, Geschlecht, und wird zudem auf das lateinische Verb *gignere*, im Sinne von zeugen, erzeugen, hervorbringen etc., verwiesen und damit auf das Phänomen der Zeugungskraft bzw. des zu Erzeugenden, des Hervorbringens und Gebärens.<sup>8</sup> Ausgehend von dieser lateinischen Wortsippe hat sich laut Kluge über das Französische mitsamt den verschiedenen Ableitungen und Wurzelformen ein schillerndes Begriffs- und Bedeutungsfeld herausgebildet: von Genre, General, generell, generalisieren, generieren, Gendarm, genetisch, Genie, genital, Genitiv, Gentleman, genuin über Ingenieur, prägnant, imprägnieren, naiv, Nation, Natur, Renaissance bis hin zum germanischen Wort Kind. „Generativität“ verweist somit immer auf etwas, das sich im „Prozess des Werdens“ befindet und gleichzeitig etwas „Entstandenes“ konstituiert, um dann wieder in etwas zu Werdendes überzugehen. Es geht also um das Verhältnis von Struktur und ihrer (partiellen) Aufhebung in Rahmen einer prozessualen Geschehensdynamik.

Stellt man diese Überlegungen in den Zusammenhang mit dem hier vorgegebenen Rahmenthema, dann scheint es in jedem Fall unmittelbar evident, dass beide Aspekte, das „Zeugende“ und das „Gezeugte“, sowohl im Prozess des Eltern-Werdens und Eltern-Seins eine Rolle spielen als auch im Kontext innovativer wissenschaftlicher Forschung. Interessant ist es nun zu schauen, was passiert, wenn diese beiden generativitätsaffinen Lebensbereiche Elternschaft/Familie und Forschung als doppelte Zielorientierung in einer Person zusammenkommen. So ging es ja im Rahmen der Tagung, auf die sich diese Publikation bezieht, um die These, dass das Aufeinandertreffen bzw. das Zusammenspiel von Elternschaft und Forschung zwar ein Spannungsfeld darstelle, dem aber ein – bislang eher verdecktes – „zeugendes Potential“ zu eigen sei. Die Annahme lautet insofern: Wenn es

---

8 Vgl. Kluge, *Etymologisches Wörterbuch*, 314.

zwischen Elternschaft und Forschung in richtiger Weise funkt, entsteht genau daraus ein spezifischer „generativer Mehrwert“.

Nun ist der Begriff der Generativität in der Disziplin, der ich mich verpflichtet fühle, nämlich der lebenslaufbezogenen Entwicklungspsychologie, eng mit dem Namen des Psychoanalytikers Erik Homburger Erikson verbunden bzw. mit seinem epigenetischen Modell der Ich-Entwicklung. Erikson<sup>9</sup> geht davon aus, dass die Ich- bzw. Identitätsentwicklung entlang der Auseinandersetzung mit thematisch unterschiedlich akzentuierten psychosozialen Krisen im gesamten Lebensverlauf erfolgt, wobei diese potenziellen Krisen- und Konfliktsituationen mehr oder weniger gut und hilfreich bewältigt werden können. Eine dieser Konfliktkonstellationen ist die so genannte Generativitätskrise, eine Herausforderung, die vor allem im Erwachsenenalter ein grundlegendes zentrales Entwicklungsthema darstellt, ganz unabhängig davon, ob und wie man sich als einzelnes Individuum dazu verhält. Auch wenn Erikson damit zunächst vor allem die elterliche Generativität im Sinne biologischer Reproduktion meint, geht es jenseits der Frage eigener Fortpflanzung vor allem darum, ob Menschen über ein ihnen innewohnendes grundsätzliches Entwicklungspotential einer „zeugenden Produktivität“, beispielsweise im Sinne intellektueller Kreativität verfügen. Das Gegenteil einer solchen Orientierung sieht Erikson im Übrigen in einem zu starken Selbstbezug, bei dem es vorwiegend um die Orientierung an der eigenen Bedürfnislage geht. Ein solch zeugendes „generatives Potenzial“ kann sich somit in dem Wunsch ausdrücken, selber Kinder zu bekommen, aber auch in dem Bedürfnis, in jedem Fall „Spuren zu hinterlassen“ und im Gedächtnis nachfolgender Generationen erinnert zu werden. Empirisch gesehen kann sich eine solche Orientierung in einer „kreativen Fürsorge“ gegenüber nachkommenden und partiell auch vorausgehenden Generationen zeigen. Diese Art der Generativität kann dabei sowohl auf den Kreis familialer Beziehungsstrukturen ausgerichtet sein als auch auf ein gesamtgesellschaftliches Generationengefüge. Im Rahmen wissenschaftlicher Tätigkeit würde sich das beispielsweise als verantwortungsbewusste Forschung dokumentieren, die nicht nur die eigenen Meriten, sondern die Lebenschancen nachfolgender Generationen im Blick hat. In beiden Fällen, in Familien- und Forschungsbezügen, geht es in der

---

9 Vgl. Erikson, Identität und Erikson, Lebenszyklus.

---

Regel um die Idee der Weitergabe von Wissens-, Erfahrungs- und Gefühlsstrukturen. Aber: Während im familialen Bereich Für-Sorge und Sich-Kümmern eher an der Kontinuität zwischen vorhergehenden und nachkommenden Generationen orientiert ist, geht es in Forschungskontexten stärker um Diskontinuität, um die Distinktheit einer neuen Generationseinheit in Abgrenzung von überkommenen Vorstellungen. Hier heißt generativ zu sein, nicht nur dankbar auf den Schultern vorausgegangener „Wissenschaftsriesen“ zu stehen, sondern innovative Erkenntnisse durch Überwindung und Abschaffung vorausgegangener Denkstrukturen zu „generieren“. Denn: Sowohl als Einzelperson als auch als Team erwirbt man Forschungsmeriten vor allem dadurch, dass man andere hinter sich lässt und die eigenen Leistungen schneller, höher, besser, weiter und einzigartiger sind als die der anderen. Demnach sind hier Persönlichkeitseigenschaften wie beispielsweise Durchsetzungskraft eigener Interessen gegenüber anderen gefordert – Handlungsweisen, die mit einem uneigennütigen Fürsorgeverhalten relativ schlecht vereinbar sind. In diesem Sinne erscheint es nachvollziehbar, dass Elternschaft und Forschung in Bezug auf die jeweils wünschenswerten Eigenschaften der Beteiligten ein strukturimmanentes Spannungsfeld konstituieren, eine Art Generativitätsparadoxon. Gelingt es allerdings, einerseits die Lust an eigener wissenschaftlicher Produktivität im Rahmen von Elternschaft und andererseits die Bereitschaft zur Fürsorge für andere im Kontext der Wissenschaft nicht aus den Augen zu verlieren, dann erweist sich die Vorstellung, dass die gegenläufigen Tendenzen dieser beiden Domänen durch eine Art generative Gratwanderung aufgehoben werden könnten, als höchst reizvoll.

Wurde in den hier bislang angestellten Überlegungen Generativität als eine allgemeine psychosoziale Herausforderung im Erwachsenenalter relativ „geschlechtsneutral“ behandelt, so erscheint es gerade in Bezug auf das Thema „Elternschaft“ wichtig, dass eine solche generative Entscheidung höchst unterschiedliche geschlechtsspezifische Konsequenzen nach sich zieht. Nicht von ungefähr ging man lange Zeit von der Gültigkeit eines „Parentalen-Imperativ“-Modells aus,<sup>10</sup> das besagt, dass Männer und Frauen mit Beginn der (Erst)Elternschaft unterschiedlichen Zuständigkeitsbereichen zugeordnet würden und sich diese weit-

---

10 Vgl. Gutman, *Psychology of Aging*.

gehend auch subjektiv zu eigen machen. Demnach mache der „Imperativ Elternschaft“ Frauen und Männer nicht einfach nur zu „Müttern“ und „Vätern“, sondern etabliere damit mit einem Mal neue Trennlinien und Hierarchien in den Lebensbereichen und Geschlechterverhältnissen. Nun kann man aber fragen: Was würde passieren, wenn man statt des parentalen Imperativs mit seinen unterschiedlichen Implikationen für Mütter und Väter von einem generellen generativen Imperativ für erwachsene Männer und Frauen ausgehen würde, der solch einseitige Zuschreibungen aufhebt?

Derartige Überlegungen sind anschlussfähig an Konzepte, die der amerikanische Sozialphilosoph David Bakan<sup>11</sup> bereits Mitte der 1960er Jahre formuliert hat. Bakan spricht von zwei grundlegenden menschlichen Sehnsüchten, einerseits nach *agency* im Sinne des Bedürfnisses nach Kontrolle und tätiger, eigener Wirksamkeit, andererseits nach *communion* im Sinne des Bedürfnisses nach mitmenschlicher Bezogenheit und Zugehörigkeit. Dies sind zwei Bedürfnissysteme, die traditionell immer noch vergleichsweise normativ ausgerichtet und geschlechtsrollenkonnotiert sind – *agency* als eher „männlich“ und *communion* als eher „weiblich“. Nach Bakan geht es allerdings darum, solche geschlechtsstereotypisierten dualen Kodierungen von Beginn des Lebens an aufzuheben. Für Jungen und Mädchen wäre es schon in der Kindheit genauso wie für Männer und Frauen im Erwachsenenalter – gerade auch in ihren Rollen als Väter und Mütter – angezeigt, sowohl eine *communion*-Orientierung zu entwickeln und zu praktizieren wie gleichzeitig auch eine *agency*-Orientierung verfügbar zu haben. Unter Bezugnahme auf Bakan kritisieren auch die beiden Psychologinnen Aureet Bar-Yam Hassan und Miriam Bar-Yam,<sup>12</sup> dass viele der gängigen entwicklungspsychologischen Konzepte zu „autonomielastig“ seien und Autonomie quasi normativ mit der Erlangung „seelischer Reife“ gleichsetzten. Das aber bedeute (fälschlicherweise), dass es das entscheidende Entwicklungsziel sei, unabhängig von anderen zu werden und sich aus sozialen Zugehörigkeiten und Abhängigkeiten zu lösen. Dem entsprechend sei das Bedürfnis nach *communion*, nach sozialer Einbindung, Ausdruck eines vergleichsweise „unreifen“ Entwicklungsstands. So kommen die

---

11 Vgl. Bakan, *Duality of Human Existence*.

12 Vgl. Bar-Yam/Hassan, *Interpersonal Development*.

---



beiden Autorinnen zu dem Schluss, dass es im gesamten Lebenslauf darum gehen müsse, beide Aspekte – *agency* und *communion* – miteinander zu verbinden. Ähnlich argumentiert beispielsweise auch Carol Gilligan: Wenn es um normativ zu bestimmende Entwicklungsziele gehe, sei nicht eine mehr oder weniger „asoziale“ Autonomie erstrebenswert, sondern die Herstellung einer immer „relational“ ausgerichteten „Autonomie“.<sup>13</sup> Das hieße beispielsweise für die Lösung der Generativitätskrise gemäß dem Modell von Erikson, dass es nicht nur um Für-Sorge gegenüber anderen Generationen gehen solle, sondern genauso um die Erfahrung wechselseitiger Reziprozität, was bedeute: intersubjektiv verbunden zu sein, aber auch die eigenen Ziele nicht aus den Augen zu verlieren. Für Frauen und Männer als Mütter und Väter bestehe dem gemäß Generativität darin, Fürsorglichkeit *und* Selbstaktualisierung in gleichem Maße miteinander zu verbinden. Überträgt man diese Überlegungen auf das hier interessierende Thema Elternschaft/Familie und (wissenschaftliche) Forschung, dann könnte der bislang eher unterkomplex geführte Vereinbarkeitsdiskurs<sup>14</sup> überführt werden in die Forderung nach der grundsätzlichen Erfahrung „doppelter“, wenn nicht sogar „vielfacher Generativität“ im Erwachsenenalter. Das Sich-Einlassen auf Elternschaft *und* Forschungsorientierung könnte für betroffene Frauen und Männer – und noch mehr für den Rest der Gesellschaft – einen generativen Mehrwert erzeugen.

## Anmerkungen zum Konzept „Ambivalenz“

Die Frage nach der Zusammenführung von Elternschaft/Familie einerseits und andererseits wissenschaftlicher Forschungsorientierung spricht zentrale Komponenten des Sozialisationsgeschehens im Erwachsenenalter an. Ohnehin stellt der Prozess der Sozialisation ein Spannungsfeld zwischen Individuum und Gesellschaft dar und damit eine Erfahrung, die gemäß dem Soziologen Kurt Lüscher fast zwangsläufig mit dem Erleben von Ambivalenzen einhergeht.<sup>15</sup> Dabei

---

13 Vgl. Gilligan, Lebenskonflikte und Moral.

14 Zwischen Beruf und Familie, vgl.: Fooker, Lebensläufe und Moen, Work-Family.

15 Vgl. Lüscher, Sozialisation, 2016.

erweist sich der von Lüscher angeregte Ambivalenz-Diskurs<sup>16</sup> im Zusammenhang mit dem hier thematisierten Verhältnis von Elternschaft/Familie und Forschungsorientierung als höchst innovativ und weiterführend.<sup>17</sup> Gemäß der von Lüscher entworfenen Ambivalenzheuristik entpuppt sich die Vorstellung von ausschließlich polar bzw. strukturell nur antagonistisch denkbaren Spannungsfeldern langfristig als „kontra-generativ“.<sup>18</sup> Nutze man hingegen die Idee von „Ambivalenzen“ als einem sensibilisierenden Konstrukt zur Analyse von vergesellschafteten Selbstverständnissen, dann schälten sich neue Perspektiven heraus. Wenn Lüscher beispielsweise vorschlägt, dass „der Umgang mit spezifischen spannungsvollen Erfahrungen, für deren Kennzeichnung sich das Attribut ‚ambivalent‘ anbietet“,<sup>19</sup> genau darin münden könne, solche Ambivalenzen auf kognitiver, emotionaler und verhaltenspraktischer Ebene zuzulassen, dann bedeute Sozialisation, „als Mensch unter Menschen eigenständig, gemeinschaftsfähig und aktiv teilnehmend zu leben“<sup>20</sup> und sich auf zunächst unvorhersehbar erscheinende, ambivalenzaffine Sachverhalte einzulassen. Auch wenn dabei zunächst eher dual auftretende Differenzen im Vordergrund stehen könnten, lohnten sich perspektivische Verschiebungen und ein Sich-Einlassen auf diffus Denkbares und nicht völlig Vorausbestimmbares. Lüscher nennt diesen Prozess „Vaszillieren“, der mehr ist als ein oszillierendes Hin und Her, da auch Prozesse des Vor und Zurück, des Zauderns und Zweifelns hier nicht nur konstitutiv, sondern letztlich produktiv sind oder anders gesagt: generativ wirken, da sie nicht nur Ambivalenzen zulassen, sondern genau dadurch Generativität erzeugen.

Deutlich wird hier, dass es nicht um ein Entweder-oder gehen sollte (Elternschaft *oder* wissenschaftliche Forschung), sondern um ein bewusstes Wahrnehmen der Möglichkeiten eines Sowohl-als-auch. Denn statt „einer ursprünglichen und dementsprechend ursächlichen Dominanz steht eine ‚zweideutige‘ Denkf-

---

16 Vgl. Lüscher, *Ambivalente erkunden*.

17 Vgl. Lüscher/Liegler, *Generative Sozialisation*.

18 Vgl. Lüscher, *Sozialisation*, 2016.

19 Ebd., 2

20 Ebd.

---

gur, die man als ‚Gleichursprünglichkeit‘ bezeichnen kann“,<sup>21</sup> im Fokus, so dass Alternativen des Handelns in den Blick genommen werden können. Ambivalenzerfahrungen (samt Bereitschaft und Fähigkeit, sie als konstitutiv anzuerkennen und zuzulassen) können als Ausgangspunkt für neue Handlungspraxen dienen. Damit sollen nicht gesellschaftlich zu verantwortende strukturelle Ungleichheiten bagatellisiert werden, aber die Spielräume erkannt werden, die – anthropologisch gesehen – von einer immer auch gegebenen menschlichen Unergründlichkeit und der Möglichkeit radikaler Offenheit ausgehen.<sup>22</sup> Nicht von ungefähr erwägt Lüscher, „Achtsamkeit für Ambivalenzen“ sozusagen normativ als Bildungsziel vorzusehen.<sup>23</sup> In Bezug auf das Thema Mutterschaft verweist Lüscher in diesem Zusammenhang auf die Arbeiten von Rozsika Parker.<sup>24</sup> Hier wird deutlich, dass, wenn man von der Akzeptanz einer grundlegenden (nutzbar zu machenden) Ambivalenz der Beziehung zwischen Mutter und Kind ausgeht, es sich um eine immer wieder – privat und öffentlich – neu zu gestaltende dynamische, generative Aufgabe handelt. Dabei ist es genau diese Dynamik, die sowohl persönliche Entwicklung ausdrückt und anregt als auch ein gesellschaftliches Potenzial – durchaus im Sinne von Kulturleistung – darstellt. Ergänzt werden müsste hier, dass das genauso auch für Väter gilt.

## Meine Ernte: Vom generativen Mehrwert zwischen Elternschaft und Forschung

Eingangs habe ich bereits angedeutet, dass meine Entscheidung, mich auf das generative Potenzial des Zusammenspiels von Elternschaft/Familie und Forschung im Kontext der Betreuung von Diplomarbeiten einzulassen, tatsächlich zu einem ganz eigenen, sprich: meinem eigenen Forschungsprofil führte. Alle von mir betreuten Themenstellungen hatten etwas mit Lebenszielen oder „Daseins-

---

21 Ebd., 5.

22 Vgl. Bek, Ambivalenzerfahrungen.

23 Lüscher, Sozialisation, o. S.

24 Vgl. Parker, Mother Love, Mother Hate.

---

themen“ bzw. mit deren Problematik oder Chancen zu tun. Am Ende von etwa fünfzehn Betreuungsjahren als Wissenschaftliche Mitarbeiterin und genau einhundert betreuten Diplomarbeiten hatte ich die Lebensphase des jungen bis mittleren Erwachsenenalters für die damalige Zeit (zwischen 1980 bis 1995) in gewisser Weise aus einer entwicklungspsychologischen Perspektive heraus „kartografiert“. Da dies eine Phase der menschlichen Lebensspanne ist, die bis heute immer noch als relativ „unterforscht“ gilt, möchte ich abschließend die daraus gewonnenen Erkenntnisse hier kurz zusammentragen.

Aus der Rückschau lassen sich insgesamt vier Themenkreise identifizieren:

Die Auseinandersetzung mit der potenziellen Generativität im engeren, das heißt hier im biologischen Sinn nahm einen vorrangigen Stellenwert ein. Historisch gesehen war es so, dass durch die immer noch vergleichsweise neuen Methoden der Empfängnisverhütung, insbesondere durch die „Pille“, sowie durch deutliche Veränderungen in der Reproduktionsmedizin suggeriert wurde, dass eine fast vollständige Kontrollierbarkeit der Fertilität gegeben sei, sowohl im Hinblick auf die Anzahl von Schwangerschaften und Kindern als auch bezüglich ihres Timings. Dennoch schien die Generativitätsthematik für viele Erwachsene in dieser Lebensphase mehr Konflikt- und Herausforderungspotenzial zu enthalten, als es bei einem so scheinbar kontrollierbaren „Übergang“ zu erwarten gewesen wäre. Die Analyse von „Empfängnisverhütungskarrieren“ zeigte, dass trotz scheinbar sicherer Methoden viel Ambivalenz erlebt wurde. Dabei war die rationale Möglichkeit, die Fertilität mittels Sterilisation zu kontrollieren, bei Männern und Frauen unterschiedlich repräsentiert. Auch Schwangerschaftsabbrüche im Erleben sowohl von Erstschwangeren als auch von Müttern mit vorhandenen Kindern sowie im Erleben der Paardyade bei jungen Ersteltern betonten die hohe Bedeutung subjektiver Faktoren, in der aktuellen Situation genauso wie in Bezug auf die Folgenantizipationen. Sowohl die Möglichkeit „unfreiwilliger Kinderlosigkeit“ als auch die der „gewollten Kinderlosigkeit“ konfrontierten insbesondere Frauen mit widersprüchlichen Weiblichkeitserwartungen. Und nicht zuletzt deutete bereits damals das Phänomen später Erstmutterschaft an, dass das Generativitätsthema bis weit ins mittlere Erwachsenenalter virulent sein konnte.

Ein zweiter Themenstrang bezog sich auf den Kontext familialer Beziehungsformen bzw. der Familienmitglieder als *consociates*. Es ging insbesondere um Familien, in denen (mindestens) zwei Generationen erwachsen waren. Fragen der Abgrenzung und Ablösung in Eltern-Kind- und Geschwisterbeziehungen spielten hier eine große, oft unterschwellig wirkende Rolle. Als bedeutsam erwiesen sich auch hier unterschiedliche Geschlechterkonstellationen: Mutter-Tochter, Mutter-Sohn, Vater-Tochter- und Vater-Sohn-Beziehungen machten deutlich, dass es wenig sinnvoll ist, allgemein von Eltern-Kind-Beziehungen im Erwachsenenalter zu sprechen. Auch fiel auf, dass nicht nur immer Mutterschelte betrieben wurde, sondern die häufig gegebene Vaterabwesenheit, sei es durch Scheidung, sei es durch Tod, auch für die erwachsenen Söhne und Töchter einen langen Schatten werfen konnte. Weiterhin wurde die Erweiterung des familialen Netzwerks durch die Beziehungen zwischen Schwiegereltern und Schwiegerkindern erfasst, sowohl mit ihren förderlichen als auch belastenden Aspekten. Ähnliches galt auch für Geschwisterbeziehungen, als einer zunächst nicht freiwillig gewählten engen familialen Beziehung, die dann aber im Erwachsenenalter stärker voluntaristisch gestaltet werden konnte. Auch hier erwiesen sich Frauen in der Rolle als Schwester stärker an Beziehungspflege und Intensität interessiert, als es bei den Männern als Brüder der Fall war. Auch das familiale Subsystem Partnerschaft wurde in Bezug auf vielfältige Entwicklungsaspekte untersucht. So ging es zum Beispiel um die Auswirkungen des so genannten leeren Nests für traditionelle Paare mit geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung, um die Konsequenzen einer Krebserkrankung der Frau für die Intimität der Partnerschaft oder um den Umgang von Paaren im mittleren Alter mit der Möglichkeit eines beruflichen Wiedereinstiegs der Frau.

Ein dritter Themenkomplex beschäftigte sich mit der Vereinbarkeitsproblematik, das heißt genau mit den Widersprüchen zwischen beruflichen und familialen Orientierungen, die hier interessierten und die damals ausschließlich nur als Frauenproblem konzipiert wurden. Im Sinne einer antizipatorischen Sozialisation schien es aber bei vielen Psychologiestudentinnen ein Anliegen zu sein, nach möglichen (alternativen) Verhaltensvorbildern zu suchen und diese auf die eigenen Lebenskontexte zu beziehen. So ging es um Forschungsfragen wie: Was bringt hochqualifizierte Frauen mit langjähriger Berufserfahrung auch als Mütter dazu, dann doch aus dem Erwerbsleben auszusteigen? Ein typisches Antwortmuster war hier,

dass man, nachdem man sich als erfolgreich als „Superfrau“ bewiesen hatte, nun zu neuen Erfahrungen im Bereich der Persönlichkeitsentwicklung aufbrechen wollte. Auf die Frage, was vergleichsweise hochqualifizierte Bankkauffrauen daran hindere, sich nach einer gewissen Zeit für Erziehungsaufgaben wieder stärker beruflich zu engagieren, gab es ein durchgängiges Antwortmuster: schlechte Kinderbetreuungsmöglichkeiten und eine bestimmte Art von „Mutterideologie“, die sich darin zeigte, dass, unabhängig vom tatsächlichen Alter der Kinder, das jeweils gegebene Alter immer als „noch zu jung für Fremdbetreuung“ angesehen wurde. Bei der Frage, was beruflich erfolgreiche Mütter von beruflich erfolgreichen kinderlosen Frauen unterscheidet, lautete die Antwort: der richtige Mann an der Seite – so wurde die Partnerwahl in der Gruppe der späteren Mütter bereits frühzeitig und gezielt unter dem Aspekt bestimmter, für die Vaterrolle wünschenswerter Eigenschaften vorgenommen.

Ein vierter Themenkomplex enthielt Arbeiten, die verschiedene identitätsrelevante Aspekte ansprachen. Diese bezogen sich zum einen auf den Bereich der Entwicklung einer beruflichen Identität, wie beispielsweise in Bezug auf den Stellenwert „transitorischer Zwischenphasen“ wie Referendariat oder Zivildienst. Weiterhin spielte die Frage nach der sexuellen Orientierung eine Rolle, ähnlich wie die nach der Bedeutung von gleich- und gegengeschlechtlichen Freundschaften, nach Körperbildern etc. All diese Facetten zeigten, dass Identitätsbildung nicht mit dem Jugendalter abgeschlossen war und ist. So erwies sich nicht zuletzt die Auseinandersetzung mit dem beginnenden Älterwerden und mit den damit verbundenen Fragen nach der Gestaltung der eigenen Zukunft ab der Mitte des Lebens als ausgesprochen identitätsrelevant.

Wenn ich mir diese Themenliste heute anschau, denke ich, dass der Forschungswert dieser Arbeiten vor allem darin bestand zu erkennen, dass die traditionellen Bestimmungsmerkmale des Erwachsenenalters im Umbruch waren und sind. Insofern finde ich es in diesem Zusammenhang interessant, dass Generativität mittlerweile auch als ein Schlüsselkonzept in den Diskursen zu einer Neubestimmung der Lebensphase des höheren Alters herangezogen wird. Mit der Idee der Generativität geht man dabei bewusst über eine zu eng und rein instrumentell

geführte Bestimmung des Begriffs der Produktivität hinaus, weil Generativität eben nicht nur das aktive Tätigsein umfasst, sondern auch innere Haltungen und Lebenseinstellungen meint, beispielsweise so etwas wie die vitale Anteilnahme an inter- und transgenerationellen Fragen oder das Sich-Einlassen auf Formen der Selbst- und Mitverantwortung sowie nicht zuletzt den Aspekt spiritueller Weiterentwicklung. In diesem Zusammenhang scheint es eine reizvolle Idee zu sein, die Lebensphasen bzw. Tätigkeitsbereiche Elternschaft, Forschung und Älterwerden/hohes Alter auf ihre strukturellen Gemeinsamkeiten wie auch Besonderheiten hin abzuklopfen. In allen Phasen muss man mit Verletzlichkeit rechnen, aber alle enthalten immer auch eine Potenzial- und Generativitätsperspektive.<sup>25</sup>

Ich selber erlebte mich damals in der Tat als doppelt generativ. Ich investierte und kümmerte mich, um meine eigenen und um meine „Diplomandenkinder“, und habe immens viel zurückbekommen. Von den letzteren insbesondere viele empirische Erkenntnisse über Lebenszusammenhänge im Erwachsenenalter und Anregungen für neue Forschungsfragen. Diese Erkenntnisse konnte ich später – fast im Sinne einer dreifachen Generativität – als Professorin in „wirkliche“ Forschungsprojekte einspeisen: Sexualität und Älterwerden, Scheidungen nach langjährigen Ehen, Kriegskinder des Zweiten Weltkriegs im Alter. Vielleicht hängt ja auch mein momentanes Forschungsinteresse für Puppen und die Tatsache, dass ich mich auf eine Seniorprofessur an der Universität Frankfurt eingelassen habe, mit dieser damaligen generativen Herausforderung zusammen. Insofern lautet mein Fazit: Die Überwindung der partiell strukturimmanenten Brisanz von Elternschaft und Forschung in Form des Sich-Einlassens auf generative Gratwanderungen erzeugt einen wunderbaren generativen Mehrwert.

## Fazit

Abschließend möchte ich noch einen anderen Aspekt erwähnen, der bei mir in der Auseinandersetzung mit diesem Tagungsthema auftauchte, mich aber eher

---

25 Vgl. Kruse, Potenziale und Verletzlichkeit im Alter, 35.

---

bedenklich stimmt. Auch wenn ich durchaus immer einmal wieder Zweifel daran gehabt habe, ob sich der ganze Aufwand und Einsatz von Elternschaft *und* Forschungsorientierung „lohne“, war ich nie bei Bewerbungen versucht zu verheimlichen, dass ich Kinder habe. Insofern sträuben sich mir die Nackenhaare, wenn ich höre, dass jungen Wissenschaftlerinnen als Mütter in Coachings ernsthaft geraten wird, ihre Mutterschaft in akademischen Bewerbungsprozessen – zwecks Optimierung ihrer wissenschaftlichen Karrierechancen – zu verschweigen und erst nach erfolgreicher Bewerbung „zufällig“ publik zu machen, dass es da auch noch eine Familie gibt. Ähnlich problematisch finde ich es allerdings auch, wenn ein neoliberal-feministisches Vereinbarkeitsmantra à la „natürlich habe ich Kinder, bin Topforscherin und obendrein sexy“ dazu benutzt wird, faktisch vorhandene strukturelle Barrieren auszuhebeln.<sup>26</sup> Insofern bleibt zu hoffen, dass das Thema Elternschaft und Forschung eine positiv konnotierte Gratwanderung bleibt, die auch weiterhin mit viel kritisch-konstruktiver Aufmerksamkeit wissenschaftlich begleitet und analysiert wird.

---

26 Vgl. beispielsweise McRobbie, Notes on the Perfect.

---



## Literatur

- BAR-YAM, MIRIAM / AUREET BAR-YAM HASSAN: Interpersonal Development across the Life-span: Communion and its Interaction with Agency in psychosocial Development, in: *Interpersonal Relations: Family, Peers, Friends*, hrsg. von James A. Meacham, Basel 1987, 102–128.
- BAKAN, DAVID: *The Duality of human Existence*, Boston 1966.
- BEK, THOMAS: Wie lassen sich Ambivalenzerfahrungen anthropologisch begründen?, in: *Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation*, 36/2 (2016), 195–208.
- ERIKSON, ERIK H.: *Identität und Lebenszyklus*, Frankfurt a. M. 1966.
- ERIKSON, ERIK H.: *Der vollständige Lebenszyklus*, Frankfurt a. M. 1988.
- FOOKEN, INSA: Neue Lebensläufe der Geschlechter aus entwicklungspsychologischer Sicht, in: *Lebensläufe im Wandel. Entwicklung über die Lebensspanne aus Sicht verschiedener Disziplinen*, hrsg. von Hans-Werner Wahl/Andreas Kruse, Stuttgart 2014, 372–385.
- GILLIGAN, CAROL: *Die andere Stimme. Lebenskonflikte und Moral der Frau*, München 1984.
- GUTMAN, DAVID: The Cross-cultural Perspective: Notes toward a Comparative Psychology of Aging, in: *Handbook of the Psychology of Aging*, hrsg. von James E. Birren/Karl W. Schaie, New York 1977, 302–326.
- KLUGE, FRIEDRICH: *Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache*, Berlin/New York 1883/1995.
- KRUSE, ANDREAS: Der gesellschaftlich und individuell verantwortliche Umgang mit Potentialen und Verletzlichkeit im Alter. Wege zu einer Anthropologie des Alters, in: *Altern in unserer Zeit. Späte Lebensphasen zwischen Vitalität und Endlichkeit*, hrsg. von Thomas Rentsch/Hans-Peter Zimmermann/Andreas Kruse, Frankfurt a. M./New York 2013, 29–64.
- LEHR, URSULA: *Frau und Beruf. Eine psychologische Analyse der weiblichen Berufsrolle*, Frankfurt a. M. 1969.
- LEHR, URSULA: *Die Rolle der Mutter in der Sozialisation des Kindes*, Darmstadt 1974.
- LÜSCHER, KURT: Homo ambivalens. Herausforderung für Psychotherapie und Gesellschaft, in: *Psychotherapeut* 55/2 (2010), 136–146.
- LÜSCHER, KURT: Das Ambivalente erkunden, in: *Familiendynamik* Bd. 38/3 (2013), 238–247.

- LÜSCHER, KURT: Sozialisation und Ambivalenzen. Bausteine eines Vademekums, in: Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation 36/2 (2016), 118–136.
- MCRROBBIE, ANGELA: Notes on the Perfect, in: Australian Feminist Studies 30/83 (2015), 3–20.
- MOEN, PAULA: From „Work-Family“ to the „Gendered Life Course“ and „Fit“: Five Challenges to the Field, in: Community, Work & Family 14/1 (2011), 81–96.
- PARKER, ROZSIKA: Mother Love, Mother Hate: The Power of Maternal Ambivalence, New York 1995.
- QUAISER-POHL, CLAUDIA / BARBARA REICHLÉ: Kinder, Küche, Konferenzen oder Die Kunst des Jonglierens, München 2007.
- THOMAE, HANS: Die biographische Methode in den anthropologischen Wissenschaften, in: Studium Generale 5 (1952), 163–177.
- THOMAE, HANS: Das Individuum und seine Welt. Eine Persönlichkeitstheorie, Göttingen 1968.
- THOMAE, HANS: Das Individuum und seine Welt, 2. neu bearbeitete Auflage, Göttingen u. a. 1988.

